

Unter der Tropen Sonne.

Eine Skizze aus dem Süden von Hermann Siemens.

In allen Sprachen schwärzte es durcheinander, Männlein und Weiblein beugte sich nieder, um das Wunder des Abends, eine prachtvoll präparierte sieben Meter lange Schlange...

Der nordamerikanische Gesandte aber, dem die Herrlichkeit gehörte, benutzte den Augenblick allgemeiner Aufmerksamkeit, um die kleine deutsche Gräfin, die Frau des deutschen Gesandten, auf die Seite zu ziehen.

Zu ihm für die Freiheit, der Einladung für die Freiheit, eine für Fräulein von Urfom beizufügen, und würde untröstlich sein, wenn dies der gnädigen Frau nicht paßte!

Die kleine fröhliche Frau schaut zu dem eleganten Niesen auf. Im Gegenlicht, ich möchte Ihnen, auch im Namen meines Mannes, herzlich danken. Es ist unter dringlichster Wunsch, Fräulein von Urfom vollkommen als Familienmitglied behandelt zu werden.

Die also Besprochene lehnte an dem Verandaegländer in ruhigem Gespräch mit einem deutschen Marineoffizier. Sie war seine Tischgastin gewesen, und in einer Gruppe von vier Kabinen, die sich schon den ganzen Abend wunderbar amüsiert hatten, machte einer die Bemerkung: Kinder, was für eine Kapitänleutnant Wessel stirbt; dies muß ich erleben, so was noch nie Dagewesenes!

Als die vier sich aber den beiden ganz unauffällig näherten, hörten sie nichts als ein Gespräch über die Sammlungen der Villa Doria in Rom. Die Kabinen suchten hierauf ein interessanteres Beobachtungsfeld auf, und die beiden blieben ungehört.

Um vier Uhr hat der Ball begonnen, bei einer schier unerträglichen Hitze, die nur durch die vom offenen Meer kommende Brise gemildert wird.

Kapitänleutnant Wessel steht auf der Kommandobrücke und schaut in das Gewühl der Tanzenden hinab. Diesmal keine entblößten Schultern und lange Schleppe; nur duftige leichte Gewänder, aber die meisten, wenigstens bei den Brasilianern von großer Kostbarkeit des Materials und der Verarbeitung.

Um vier Uhr hat der Ball begonnen, bei einer schier unerträglichen Hitze, die nur durch die vom offenen Meer kommende Brise gemildert wird.

Kapitänleutnant Wessel steht auf der Kommandobrücke und schaut in das Gewühl der Tanzenden hinab. Diesmal keine entblößten Schultern und lange Schleppe; nur duftige leichte Gewänder, aber die meisten, wenigstens bei den Brasilianern von großer Kostbarkeit des Materials und der Verarbeitung.

Wessel schaute sie völlig erschrocken an. Eine so hoffnungslose Trauer hatte in der Stimme gelegen.

Und dann ging sein Herz mit ihm durch. Er sagte ihr alles, was seit zwei Wochen seine Seele fühlte und hoffte; sein ganzes Inneres lag vor ihr offen.

Sie aber schaute über ihn hinweg zu der großen „Zoma“ der Vereinigten Staaten, deren Latage soeben in dunkler Beleuchtung zu glücken begann, als ob es auf der Welt nichts Interessanteres gäbe.

Nein, sagte sie dann fest. Aber den Grund, gnädiges Fräulein? Es klang beinahe schlaflos.

Ueberhaupt, Ernst Wessel war seit einigen Tagen sehr mit sich und seinem Gefühl im Klaren. Daß er Ulla von Urfom liebt, wußte er ungefähr seit dem ersten Augenblick, wo er sie bei dem amerikanischen Gesandten gesehen hatte.

Donnerstags, selbstredend steht Ihnen unser Haus jederzeit offen, aber lieber Herr Kapitänleutnant, Sie sagen doch selbst, Sie sind fast gänzlich

auf Ihr Gehalt angewiesen, wie denken Sie sich das eigentlich?

Aber Wessel befand sich in einem Zustand, in dem alles ausführbar und Rosa mit Gold verdrängt erschien. Seine und Fräulein von Urfoms geringe Ansprüche ans Leben, die zusammen gleich Null seien, sein bevorstehendes Abancement, sogar eine bis jetzt nie berücksichtigte hoffnungsvolle Erbante, traten plötzlich in den blühenden, grünen Hoffnungsfranz seiner Illusion.

Die Glut eines Zwanzigjährigen schien über ihn gekommen zu sein. Herr von Seyden hatte zwar bedenklich den Kopf geschüttelt, als er seiner Geliebten von all dem Mittheilung gemacht hatte, aber Niemand hatte den Offizier gehindert, daß er Fräulein Urfom überall da traf, wo in diesen segneten vierzehn Tagen eine Geige spielte, und dieser Gelegenheiten gab es unzahlige. Rio stand unter dem Zeichen der nationalen Feste; Campo Calles hatte den Reigen eröffnet, sämtliche Botenschiffen und die in der Bai ankern den Kriegsschiffe folgten. Frau von Seyden war überall zu sehen; ihr zur Seite die blonde königliche Erscheinung, in deren fast trantastisch weißen, durch die Tropensonne noch nicht gebräunten Zügen jedoch nicht zu lesen stand, ob ihr diese Feste ein Genuß oder eine Qual waren.

Ernst Wessel wirkte noch einen Blick von der Kommandobrücke über die Tanzenden, und als er Fräulein von Urfom im Gespräch mit einem Seemannsdiener sah, geht er rasch die rothbelegte Treppe hinunter.

Die Dunkelheit kam mit dem in den Tropen üblichen raschen Uebergang von Tag zu Nacht. Mit seltener Schnelligkeit tauchte der Glühball der Sonne hinter den scharfen Spigen des Dreieckgebirges unter. Die ganze, auf Säulen erbaute Stadt schien in ein Lichtmeer getaucht, die wunderbare Linie der Bucht von Botafogo zeichnete sich scharf und glänzend ab und plötzlich übergoß ein magisch grüner Schein die selbstam bizarre Form des Zuderhutes, das Wahrzeichen Rios.

Es war ein wunderbares Bild ringsum, ein unfählicher Zauber in dieser Märchenwelt. Um den weißen Bug des Schiffes spielten die wie blaue-silberne Funken sprühenden Wellen, am Himmel grühten verstreut die Bilder der südlichen Halbtagel. Vom Ufer klang ein weiches, fast schwermüthiges portugiesisches Volkslied.

Ort und Stunde waren wie geschaffen zum Austausch geheimster Gedanken und Wünsche. Und da hub Wessel an zu reden.

Seine Stimme zitterte leicht, als er davon sprach, daß das Leben in den Tropen und namentlich in der Götterüberwindung von Rio doch für den Europäer auf die Dauer unerträglich sei, daß die Sehnsucht nach der deutschen Heimath doch in jedem früher oder später überhand werden müsse, und wie es dann trostlos sei, dort ein warmes Herz zu wissen, und zwei offene Arme. Aber ehe er noch weiter sprechen konnte, unterbrach ihn das Mädchen.

Und wenn das nicht blüht, was Sie da zuletzt schildern, der lebt in den Tropen so gut wie anderswo, und sein einziges Glück ist, daß ihm das Sterben ebenso leicht in Deutschland ist, wie hier oben auf dem weißen Kirchhof von Sao Francisco da Paola. Sie wies mit der Hand in der Richtung der Botafogo-Bai.

Wessel schaute sie völlig erschrocken an. Eine so hoffnungslose Trauer hatte in der Stimme gelegen.

Und dann ging sein Herz mit ihm durch. Er sagte ihr alles, was seit zwei Wochen seine Seele fühlte und hoffte; sein ganzes Inneres lag vor ihr offen.

Sie aber schaute über ihn hinweg zu der großen „Zoma“ der Vereinigten Staaten, deren Latage soeben in dunkler Beleuchtung zu glücken begann, als ob es auf der Welt nichts Interessanteres gäbe.

Nein, sagte sie dann fest. Aber den Grund, gnädiges Fräulein? Es klang beinahe schlaflos.

Ueberhaupt, Ernst Wessel war seit einigen Tagen sehr mit sich und seinem Gefühl im Klaren. Daß er Ulla von Urfom liebt, wußte er ungefähr seit dem ersten Augenblick, wo er sie bei dem amerikanischen Gesandten gesehen hatte. Am ihm rückte es sich wieder einmal, daß alle Jugendthorheit seiner Kameraden spurlos an ihm vorübergegangen waren, daß er ein ernsthafter Mann geworden, ohne daß ein weibliches Wesen je etwas über ihn vermocht hatte. Und gegen diese Sturmgewalt der Liebe verlor er gar nicht erst anzukämpfen, trotzdem er mit seinen Grundfäden blühend umstände gemacht hatte.

te ja vierzehn Tage an Glid glauben, ich kam ja, weil ich Sie liebte, grenzenlos...

Ulla! Es war wie ein erstidter Aufschrei, einen Herzschlag lang ruhten seine Lippen auf den Lippen.

Wenige Augenblicke später stand Fräulein von Urfom neben Frau v. Seyden.

Stern um Stern erblühte am Himmel. Ueber Rio legte sich der Morgen-tau, das Gift, das die leuchtenden Blumen so verführerisch glänzen läßt, und dem Europäer, namentlich dem Neuling Tod und Verderben bringt. Ein Hauch von Erquickung lag über Land und Bai, eine Erquickung, die der erste Sonnenstrahl wieder zu Schanden machen wird. Ulla stand noch immer, angekleidet wie sie von der Cobra gekommen war, an dem Fenster ihres Hotelzimmers. Nach Petropolis hinaus, wo sich die Gefandtschaften befinden, hatte man in der späten Nachtstunde nicht mehr getont; so wohnte man im Hotel des Strangers, nahe der Praia. Ulla tonte von ihrem Fenster die matt-schimmernde Fläche der Bai erkennen. Sie starrte darauf mit todtblaßem Gesicht, aber die blauen Augen leuchteten in einer Leidenschaft, in der nur der eine Gedanke Raum hatte: Vierzehn Tage lang glücklich gewesen! Was war all das Leid vergangener Tage gegen die Seligkeit dieses Augenblicks!

Und draußen fiel der Tau, Bananen, Mangroven und Sarapanilha-büchse athmeten erquickt auf. Von der Matrice da Gloria kam der müde Klang der Thurmuhr, sie schlug fünf Mal. Dann wird die Stadt lebendig.

Im Hotel des Strangers herrschte wahnwitzige Aufregung, gegen neun war es ruhbar geworden, daß die blonde Embora des deutschen Ministers von der Amarella befallen sei; um zehn Uhr war kein einziges Zimmer mehr besetzt. Alles was ausländisch war, flüchtete Hals über Kopf hinaus nach Petropolis oder zu den Hügel-n der Santa Cereza. Auch der Gesandte brachte, nachdem er für Fräulein von Urfom gesorgt hatte, seine Frau in Sicherheit, fand aber, als er gegen Mittag von Petropolis zurückkehrte, den behandelnden Arzt ohne Hoffnung für das junge Leben. Das Fieber, das mit einer ganz befremdlichen Wuth aufgetreten war, zeigte schon in seinen Anfangsstadien, in den Phantasien die unheimlichen, die Umgebung so erschreckenden Aeußerungen über schwarze Wagnisse; später kam ein Herzkampf dazu und dann kam das Ende.

Die Cobra lag seit zwei Stunden unter Dampf. Man erwartete den deutschen Gesandten, den Konful und die Vertreter der großen deutschen Handelsfirmen mit ihren Damen zu einem letzten fröhlichen Beisammensein, ehe es hinausging in die See. Lencha auf Lencha hatte schon am Freitag angelegt, da meldete der Aus-gang die Vinsasse des Gesandten. Aber sie brachte als einzigen Gast den Legationssekretär, der mit ziemlich ernstem Gesicht seinen Chef zu entschuldigen dat, da in seiner Familie ein Krankheitsfall vorgefallen sei. Man nahm herzlichen Antheil daran, aber ernstheits schien Herr von Mueller selbst von dem traurigen Fall nichts Genaueres zu wissen, andererseits war auch zu viel Jugend vorhanden, als daß die Stimmung nicht trotzdem bald sehr animirt geworden wäre. Man ließ den Kaiser und die deutsche Heimath in Selt hochleben. Nach einigen lustigen Stunden spielte die Musik „Musik in denn zum Städte hinaus“, der Kapitän gab das Kommando zum Auf-entern, und dann brauste über die Bai von Rio ein gewaltiges Hurrah für die deutsche Kolonie im Süden. Fächer flatterten, ein letzter Gruß hinüber und herüber, die getheilten Wellen rauschten stärker und stärker um den weißen Bug, dann ging's ins Meer hinaus.

Auf der leuchtenden, weißen Straße, die sich zwischen schlanken Königspalmen und rothschimmernden Blütenbäumen, wie ein Märchentraum längs der Botafogobai zum stillen Gestade von Sao Francisco da Paola hinzieht, jagte ein verpönniger schwarz verhangener Wagen, um dieselbe Zeit in rasendem Tempo hin. Die ihm Begleitenden wichen in weitem Bogen aus. Die Amarella, flüchteten sie schen.

Kein Kranz, keine Blume. Der Gesandte hatte nichts vermocht den Land-ten, und da Sie ihn wohl ein bißchen verloren haben... Aber sehen Sie, ich habe trotz meiner Jugend fast nur Schatten durchwandelt und glaube nicht mehr an Glück; ich fürchte mich auch vor nichts mehr, am allerwenigsten vor dem Sao Francisco da oben. Nur eins ist geblieben, das mir fürchte ich mich einseitig, einen über alles geliebten Menschen mit in mein Alltägliches, und das wäre bei uns der Fall, zwei arme Reichenmänner wie wir, nein — bitte nicht unterbrechen —, ich kann mir denken, daß Sie sich Illusionen machen, aber ich bin schrecklich realistisch veranlagt, ich sehe die ganze Misere einer gemeinsamen Zukunft klar und deutlich vor mir, und ich sage noch einmal, ich kann nicht, ich kann nicht um Ihre Willen. Sie werden mit vorwerfen, ich hätte unter solchen Umständen die Gelegenheiten, mit Ihnen zusammen zu kommen, vermeiden müssen, und ich könnte Ihnen antworten, daß mir das in Begleitung Frau von Seydens nicht möglich gewesen wäre. Aber es wäre ja eine Wäge, denn ich kam ja nur um Ihre Willen, ich woll-

tegang gekommen, ist alles verschwunden, was von Schmerz und Angst etwa noch in meinem Herzen war, und es ist nichts darin geblieben, als eine große gläubige Zuversicht. Sie liebt mich, und sie wird mein werden. Von Bahia aus schreibe ich.

Auf dem weißen Hügel von Sao Francisco da Paola küßt der Mond ein frisches Grab. Die Brandung rauscht an den starren Felsen von Copacabassa und singt ihr uraltes Schlummerlied.

Unter der Asche.

Novelle von J. Mabeline.

Eine Wohnung im zweiten Stad der Rue de Londres, und zehn Uhr Abends. Die verschleierte Lampen werfen unter der breiten, mit Spitzen garnierten Schirmen ein trauliches grünes Licht auf das Kabinett. Ein kleines Weibchen beugte, das man nicht bemerkt, das sicherlich auf irgend einem Tische ver-gessen worden, verlicht mit dem verwirrenden Rauche gut riechender Dinge, die man nicht sieht, der laulichen Wärme dieses geschlossenen Zimmers die Zärtlichkeit seines unbedingbaren Duftes.

Am Kamin sitzt Madame auf der Gaiselouque und sticht die Augen auf ihre Tapissiererin gerichtet. Die Flamme röthet ihr Profil. Sie war früher blond.

Er ist im Housjodet, fünfzig Jahre, ungenirt, dekorirt, fahlsichtig. Er sitzt an seinem Schreibtisch und hat die Füße auf dem Fell eines schwarzen Bärenpelzes geknechtet. Er entsetzt den „Soir“, den man eben gebracht, und zieht den Duft des noch feuchten, frischen Papiers ein, um sich zugleich in die Kenn-erhalte zu vertiefen. Er lehnt sich, die Ellenbogen aufhebend, die Hände erhebend, in seinen Sessel zurück, und dreht und wendet die Zeitung der Lampe zu, indem er mit dem Kopfe nickt und ab und zu ein: „Gut... gut...!“ aus-spricht.

Unten läßt sich das Geräusch vor-überrollender Wagen vernehmen, Fensterläden werden zugezogen, die Straße verfinstert in tiefe, trübe Dunkelheit, als wären alle diese finsternen Fenster-Augen, die sich schließen... Und in der Re-gungslosigkeit, die sich ebenso wie auf die beiden Gatten auf alles andere mit derselben Gleichgültigkeit erstreckt, ver-sucht das kleine Weibchenbouquet, das man nicht bemerkt, seinen so unbestimmten, verwirrenden Duft zu ver-stärken; wie eine unbemerkte weiblich-Kotetterie will es daran erinnern, daß es auch noch da ist. Man möchte glauben, ein ganz leises, ganz schüchternes Led-tod an einer Thür zu hören...

So lebten sie bald zwanzig Jah-re, in der Eintönigkeit dieser stets sich gleich bleibenden Häuslichkeit; ihr Leben fließt neben einander, Seite an Seite, dahin; ihre Hände berühren sich bei jedem Gegenstand in jeder Minute, ohne sich zu vereinigen. eines Tages hat man sie verheiratet. Als dann die Güte fort und die Hochzeitskerzen er-loschen waren, sind sie zusammen allein geblieben. Zusammen und doch allein! Das ist jetzt zwanzig Jahre her... Ach, das distrete Glück der ersten Tage! Damals hatte sie zu allem „Ja“ gesagt. Ein Abend haben sie in die-sem nämlichen Zimmer beide Weib-nachten gefeiert... ein fröhliches Weihnachtsfest... alle beide allein, ohne Dienerschaft... Sie hatte es so gewollt, und er hatte nicht Nein ge-sagt. Er sagte damals nie Nein, wenn seine kleine Frau etwas lächelnd wollte. Und das war so brollig gewesen, so re-izend drollig, dieses lustige Studenten-souper, bei dem sich ihre Lippen in de-merselben Glase begegneten. Sie blieben so, zärtlich an einander geschmiegt, und würgten ihre Liebe mit kleinen Küßen.

Sie lebten ein Jahr, doch kein Kind wurde ihnen beschied. Madame war entzückt. Sie konnte auf den Ball ge-hen und elegante Roben tragen. Doch es vergangen fünf, sechs Jahre, und das Kind wollte noch immer nicht kommen. Vielleicht hatte es von oben herabge-blickt und unere Deuten zu niedrig, unsere Horizonte zu regnerisch seuf-ten. Und nun wiederholte sich die all-tägliche und traurige Geschichte aller alternenden Eheleute, deren Gesichter sich nie über dem laubenden oder wienenden Köpfchen eines Kindes nähern. Da erst an einer Wiege das wahre Heim ge-schaffen wird, so lernten sie nie die Freude und die Kraft kennen, sich in einem dritten Wesen auszulieben. Der Fieriß der Liebe, unter dem ihre Zu-gend leuchtete, zerbröckelte ebenfalls, schwand nach und nach in der Verüh-rung mit dem Leben und machte sie zu zwei guten Haushausmuttern, die auf demselben Flur schlafen.

Sie machte Besuche und empfing solche. Er ging in den Klub. Zu den Stunden der Mahlzeiten trafen sie sich an den beiden Enden des tadellos ge-schnittenen Tisches; waren dann die Ser-vietten zusammengelassen, so ging jeder seines Weges und beschäftigte sich mit seinen Angelegenheiten, von denen auch nicht eine gemeinsam war. Sie nah-men die Manieren lediger, alter Leute an. Er machte die Rennen zu seiner Spezich; kannte die Ställe, sprach geläufig mit von alten Freunden von den Chancen „Cocinelles“ und den Leistungen „Wassilas“; auch mißte er selbst seine Worte in alle seine Reden, wie Handicap, Walk-over, Canter, Rust, die er in jedem Augenblick benutzte. In seltsamen Räbeln zog sie seltene Pflan-

zen auf. Doch die zarten Pflanzen vermehren in der kalten Atmosphäre dieser lieblosen Häuslichkeit.

„Sieh, sieh!“ sagte er erstaunt. Vor dem geöffneten Schußfach seines Schreibtisches stand, durchschlag der die Papiere, die dort seit langer Zeit ver-gessen lagen.

Sie erhob den Kopf.

„Was ist denn?“

Er hielt ein altes, vergilbtes Papier in den Fingern, die ein wenig zitterten. Sieh doch nur... Sie erhob sich, trat hinter ihn und las:

...Habe die Ehre, Ihnen Mittheilung zu machen von der Hochzeit... Sogleich erkannte sie dieses Papier und diese zusammengewidelten Brief-schäften. Die Heirath, die man da an-zeigte, war ihre eigene. Wie merkwür-dig es doch war, daß man das jetzt, nach Jahren, wieder fand... Und wie merkwürdig war auch diese Erregung, die sie beide ergriff, die unter der Asche ihrer erloschenen Herzen einen ganz kleinen, fernliegenden, vergessenen Fur-ten aufrührte. In einer Sekunde durchlebte sie noch einmal die ganze Vergangenheit ihrer Liebe; sie rein und unschuldig, er von Zärtlichkeit über-sprudelnd, wie sie ihre jungen Herzen zum schönen Bunde vereinten. Und das Glaspapier, das in leuchtendem Glanze die Gloden ihrer Hochzeit verblüht, rief, obwohl jetzt vergilbt, die neue Hochzeit ihrer, wiedergefundenen Zu-neigung wieder hervor. Sie lasen es zusammen durch, und als sie es aus-gelesen, bemerkte sie, daß sie ihren Arm um den Hals des Mannes geschlungen, der sie mit zärtlichem Blicke betrachtete.

Als ich den Blick vom Wege weis-wärts nach dem Grabstein richtete, konnte ich im Dämmer des Abends ge-rade noch die Umrisse eines Pärchens erkennen, das sich dort in seliger Welt-vergessenheit heimlich niedergelassen hatte. Sie sahen im Grabe und lehnten mit den Rücken gegen die Westseite des marmornen Males.

Die Lehre eines Grabmals. Von Dagobert von Gerhardt-Amthor.

Es war ein wahrhaft italienischer Herbsttag. Vom wolkenlosen, blauen Himmel goß die Sonne ganze Licht-lastaden über die Habel und ihre ent-zückenden Uferlandschaften nahe der Hohenzollernschen Sommerresidenz.

Das Fährboot setzte uns bei Sacrow über den maderischen Strom, und wir verfolgten nun den Weg beim königlichen Jagdschloß vorbei nach dem Forst-hausje Seditz. Wer diesen Weg längs des Sacrower Sees noch nicht kennt, dem hat die Havellandschaft ihre in-stimmigen Reize noch nicht entzückert.

Ich war hinter meinen Weggenossen ein wenig zurückgeblieben, um einen Leichenstein näher zu betrachten, der nicht fern vom Schloßchen hinter einem Drahtzaun dicht am Wege aus dem verdorrten Grün emporragte. Das Fährboot im Zaun war nur angelehnt, und etwa ein Duzend Waldfpazier-gänger stand schon jenseit des Zaunes vor dem Leichensteine. Ich gestalte mich zu ihnen und erkannte ein verwittertes marmornes Denkmal, das in Gestalt einer aufricht stehenden Tafel auf beiden Seiten eingemeißelt, noch zu er-haltene Inschriften aus dem Ende des 18. Jahrhunderts trug. Es wurde in ihnen gemeldet, daß hier der Träger eines, wie ich glaube, längst ausgefor-gerten Welsgeschlechtes ruhe, ein Graf v. Hordt, der seiner Zeit Kommandant von Spandau gewesen war. Und der Name der Gattin war auf dieser Seite des Steines verzeichnet. Auf der an-deren Seite standen folgende Worte:

„Komm, Sterblicher, betrachte mich; Du lebst — ich lebe auch auf Erden; Was Du noch bist, das war auch ich, Und was ich bin, das wirst Du werden.“

„Komm, Sterblicher, betrachte mich; Du lebst — ich lebe auch auf Erden; Was Du noch bist, das war auch ich, Und was ich bin, das wirst Du werden.“

Ueberrascht las ich die Verse noch einmal; sie gefielen mir. Sie enthiel-ten ja gerade keinen neuen Gedanken, auch keinen biblischen Trost noch irgend welche Hindeutung auf ein Wiedersehen nach dem Tode; aber sie regten dennoch zum Nachdenken an, sie waren hübsch pointirt und zwangen durch ihre anti-thesenreiche Zuspitzung und glatte Form den Leser zum Nachsinnen.

„Ach, das ist hübsch!“ entfuhr es mir unwillkürlich.

„Nicht wahr?“ stimmte mir eine junge Dame bei, die sich neben mich gestellt hatte und schon Notizbüchlein und Bleistift hervorholte, um die Verse ab-zuschreiben.

„Und daß ein alter General die Sprache so trefflich zu meistern ver-stand!“ könnte hinter mir die Stimme eines älteren Herrn.

„So, meinen Sie, er habe sich bei Lebzeiten diese Grabchrift selbst ge-dichtet?“ erwiderte eine andere Bes-uchterin in lehrhaftem Tone. „Ich bitte Sie, ein Kriegsmann von damals und solche Verse! Er ist sicher nicht der Verfasser gewesen; sie schmücken mir stark nach Gellert oder Klein oder sonst einem steifkleinen Dichter damaliger Zeiten.“

„Es lohnt sich gar nicht, von sol-chem rationalistischen Zeuge länger zu sprechen,“ versetzte eine dritte, sehr hohe Stimme in verächtlichem Tone.

Die Besuchterin lachte gemüthlich: „Da hört man den Kandidaten der Theologie; er läßt auf einem Leichen-steine nichts anderes gelten als eine Palmstelle.“

„Was meinen Sie zu diesem Streite, mein Fräulein?“ fragte ich leise meine Nachbarin, die mit ihrer Abschrift fertig geworden war.

„Daß es wenig Menschen giebt, die unbefangenen zu gehen verstehen,“ antwortete sie einfach mit einem Leich-

ten Erdröhen ihres fein modellirten Ge-sichtchens.

„Bravo, gnädiges Fräulein, Gott er-halte uns beiden die Fähigkeit des un-befangenen Genusses!“

Ich grüßte die junge Dame und eilte meinen vorangegangenen Gefährten nach, denen ich mein kleines Erlebniß mittheilte. Und nun entspann sich eine Diskussion über Grabchriften und über die Frage, ob man berechtigt sei, sie auch humoristisch zu gestalten, da der Humor doch einer der kräftigsten Erlöser aus der Misere des Lebens und auch des Sterbens sei. Ein Spätkos-gel in unserem Kreise meinte, ihm habe jene Grabchrift immer am besten ge-fallen, von der der selige Demotrit be-richte:

„Hier ruhen meine Gebeine; Ich wünscht' es wären Deine.“

Der fast volle Mond stand schon am Himmel, als wir den Rückweg zum Forst-hausje antraten, um wieder bei dem Grabmal vorbei die Sacrower Fährre oder das Dampfboot zu ertrei-chen.

Es war für einen Herbstabend noch merkwürdig warm; kaum ein Lüftchen regte sich; nur ganz oben durch die höchsten Wipfel der Bäume ging das geheimnißvolle Rauschen und Flüstern, mit dem sich der Wald in den Schlum-mer finst.

Als ich den Blick vom Wege weis-wärts nach dem Grabstein richtete, konnte ich im Dämmer des Abends ge-rade noch die Umrisse eines Pärchens erkennen, das sich dort in seliger Welt-vergessenheit heimlich niedergelassen hatte. Sie sahen im Grabe und lehnten mit den Rücken gegen die Westseite des marmornen Males.

Die göttliche Macht der Liebe! Un-befangenen und alle Mählungen an den Tod und die Vergänglichkeit der irdi-schen Dinge läßt Du die, über die Du Gewalt hast, neues Leben träumen auf Grabhügeln und Luftschlößern bauen über dem Mober und der Berwesung. Dem Burchen und dem Mädchen, die hier selig Lippe auf Lippe drückten, war es höchst gleichgültig, ob die In-schrift dieses Leichensteines positiv ober-rationalistisch gefärbt war, ob Seine Erhellung der Herr Kommandant von Spandau sie gerechtfertigt hatte oder der Herr Professor Fürchtgegot Gellert.

Lächelnd schritt ich vorüber, und wie eine große Veröhnung, wie eine heil-bringende Befreiung ging es durch mein Herz. Heute wie immer, wie vor Ae-ren der Zukunft, hat und wird nur der Lebende recht haben; heute wie immer wird nur die Liebe Siegerin bleiben über Tod wie Leben. Wohl dem, der dies begriffen hat und der liebepfend-lichen Auflösung entgegengeht, denn durch Liebe gewinnt er die Ewig-keit und vernichtet den Zeitbegriff. Und wohl dem, der an den Tod zu denken und dabei Verse, wie jene, zu dichten vermag:

„Komm, Sterblicher, betrachte mich; Du lebst — ich lebe auch auf Erden; Was Du noch bist, das war auch ich, Und was ich bin, das wirst Du werden.“

Denn auch ein solcher hat den Tod überwunden, und das Dunkel des Gra-bes hat keine Schreden mehr für ihn. Ihm ist der Tod die allen befreiende große Verwandlung, eine natürliche Nothwendigkeit, etwas Allgemeingül-tiges, ein Uebergang, an den man ohne besondere Erregung, ja mit vollkom-menem Gleichmuth zu denken vermag. Ein solcher versteht sich lebend in die Rolle des Gestorbenen; mit ungerühr-ter Freude an der Aehnlichkeit der scheinbar unerblicklichen Gegenstände, mit fouveränem, tobüberwindendem Wiße dichtet er:

„Und was Du noch bist, das war auch ich, Und was ich bin, das wirst Du werden.“

„Er will damit sagen: Wir sind ein-ander völlig gleich, ich, der Begrabene, und Du, der Du noch der Sonne Licht trinkst. Verne diese Gleichheit alles Er-schaffenen verstehen, und Du trägt die große Religion im Herzen, vor der die kleinlichen Unterschiedungen der Reli-gionen und Sitten und Parteien zu einem Nichts zusammenzusinken. Und ich meine, wer sich solch eine Grabchrift gefast zu sehen vermag, sei es mit der Festigkeit des Glaubens oder mit dem Ernste des Philosophen oder mit dem Lächeln des weiterlebenden Humors — ich meine, auch ein solches Menschen-kind wird Gnade finden vor dem Thro-ne des allmächtigen Vaters, der die Gaben wunderbar vertheilt hat und sich seiner irdischen Kreatur allzeit liebhaft erbarnt.“

Das Wasser rauschte auf; das Dampfboot trug uns heimwärts. Ich ließ mir am Bug den Abendwind um die Schläfen wehen und genoß den Frieden und die Süßigkeit der nächst-liegenen Fahrt. Mein Geist kehrte aber immer zu dem einsamen Grabmal im Königsdalbe zurück, und ich mußte immer wieder des Wortes jenes knig-jungen Mädchens gedenken, daß es so wenig Menschen giebt, die unbefangenen zu gehen verstehen.“ Gott sei Dank, ich hatte diesen Tag und die Stimmen des Waldes und auch die Stimmen der Todten unbefangenen genossen — ich war glücklich, und dank-bar und mein Herz war voller Zuver-sicht.